

Schertenleib, Hansjörg

Die grüne Fee

Kampa, ISBN 978-3-311-12558-7, 127 S.

Version 1:

Es gibt Momente beim Lesen, da bleibt mir fast die Luft weg, so sehr nimmt mich dann die Lektüre gefangen in dem Wissen, dass ich gerade ein Meisterwerk lese. Schertenleibs irische Gespenstergeschichte *Die grüne Fee* ist zweifelsohne ein solches Leseerlebnis. So schmal dieses Buch und gleichzeitig von solcher Wucht. Wie bloß fassbar machen, was sich beim Lesen in mir abgespielt hat?

Version 2:

Schertenleib ist mit seiner neuesten Veröffentlichung dahin zurückgekehrt, wo er so lange Zeit gelebt hat. Nach Irland. Er lässt seinen Erzähler Arthur Dold, einen Antiquar traditioneller Prägung, der sich ganz „dem Handel mit Landkarten, Atlanten, Globen sowie Stichen, die sich der Kunst der Kartographie widmen“ (S: 11), verschrieben hat, also Dingen, die „für die meisten Menschen verstaubt wirken und den Ruch eines altmodischen Spleens an sich haben“ (S. 11), anlässlich des Geburtstages des Freundes Christian Aplanalp, einem inzwischen gefeierten und berühmten Künstler, in den Norden der Republik reisen. Ziel der Reise ist ein stattliches Anwesen, nur eine Autostunde hinter Sligo gelegen, der Tafelberg Benbulbin ist in nicht weit, im Norden sind die Berge Donegals sichtbar. Dort lebt der Maler Aplanalp in einem riesigen Landhaus, das einen düsteren und verfallenden Eindruck macht. Merkwürdig nicht minder die Hausangestellten, die zugleich anwesend und abwesend zu sein scheinen. Bei der Ankunft Dolds schneit es heftig, später wird es wie aus Kübeln schütten, Krähen - oder sind es Raben - leben in einer großen Kolonie vor Ort, es riecht modrig, eine schmutzige Schwärze macht sich auf Dielen, an Wänden und auf dem Mobiliar breit. Das vorbereitete Essen ist einfach, der Wein schwer, der Hausherr lässt sich nicht blicken. Die Fertigstellung einer Zeichnung hindert ihn, seinen Gast gebührend zu begrüßen. Das glosende Torffeuer wirft unheimliche Schatten, man könnte glauben, ein Spukschloss betreten zu haben.

Version 3:

Ob man Hansjörg Schertenleib als *poeta doctus* bezeichnen sollte? Von Adalbert Stifter bis Dylan Thomas, von H.P. Lovecraft bis C.S. Lewis, von J.R.R. Tolkien bis Leo Tolstoi - die Riege der direkt oder indirekt zitierten Autoren ist lang. Der Eindruck drängt sich geradezu auf, dass auch Oscar Wildes *Dorian Gray* Pate bei der Abfassung der fulminanten Gespenstergeschichte *Die grüne Fee* Pate gestanden haben könnte. Und doch liest man ein ganz und gar eigenständiges Kunstwerk, in dem Thema, Formulierungskunst und Spannung ihresgleichen suchen. Die Lektüre festigt beim Lesenden immer mehr die Gewissheit, dass nichts so ist, wie es zu sein scheint. Und das liegt nicht am übermäßigen Genuss des hochprozentigen Absinths, wie man *Die grüne Fee* auch bezeichnet, oder etwa am nicht weniger gefährlichen Opium, das Aplanalp zwinkernd *Braune Fee* nennt.

Version 4:

Besonders zu loben ist die ungeheure Musikalität von Schertenleibs Sprachmächtigkeit. Ein Beispiel: „Blutbuchen streckten ihr Totengeäst in den Winterhimmel, in der Luft lag harziger Duft, da und dort hingen Nebelgespinste in den Büschen. [...] Wind griff in die Stromleitungen, die sich von Holzmast zu Holzmast schlangen, und für eine Weile saß ich dem Irrtum auf, das Kabel gäbe wie eine Gitarrensaite ein helles Singen von sich.“ (S. 75 f.) Was für ein Stil, was für eine (Gespenster) Geschichte.